

Theaterplatz Basel: Hinterhof? Freiraum? Oase? Zwergenort?

Der regierungsrätlich beschlossene Wettbewerb zum Neubau eines Schauspielhauses auf dem Theaterplatz läuft. Während die Denker und Entwerfer in den eingeladenen Architekturbüros schwitzen, suchen die Basler Schatten unter den halbwüchsigen Kastanienbäumen. Nach einer ersten Meinungsrunde (BaZ vom 28. Juni) wollen wir das Pro und Contra weiter erörtern, wollen – wie Rémy Zaugg auf dieser Seite vorschlägt – den Theaterplatz als Trainingsplatz zur Einübung von leidenschaftlichen Gesprächsformen nutzen.

Peter Pakesch: Plätze sind Orte der Veränderung

Peter Pakesch, geboren 1955, ist seit 1996 Direktor der Basler Kunsthalle, die am Steinenberg nicht nur über einen der schönsten Ausstellungsräume für zeitgenössische Kunst (Pakesch) verfügt, sondern mit ihren Restaurants, Bars und der Gartenwirtschaft auch einer der bedeutendsten Restaurationsbetriebe der Stadt und frequentiertester Treffpunkt am Theaterplatz ist.

Als vor 125 Jahren die Kunsthalle am Steinenberg eröffnet wurde, war sie als Teil des vorgesehenen Kulturboulevards ein wichtiges Element der Gesamtplanung. Dass die Kunsthalle heute in die Diskussion um den unmittelbar benachbarten Neubau eines Schauspielhauses und eine damit verbundene Umstrukturierung des Theaterplatzes bisher kaum einbezogen wurde, muss verwundern – anscheinend ist dieses vernetzte Denken, das die Einzelelemente eines Ortes in ihrem Bezug zueinander und als Ensemble eingebettet in das Gewebe der Gesamtstadt sieht, in Vergessenheit geraten.

Die in den 60er/70er Jahren vorgenommene Umgestaltung des Ortes hatte diese Qualität: Die alte Idee wurde courageiert überdacht und neu interpretiert – aus der einstigen Kulturmeile wurde ein offener Ort der Begegnung, ein eigentliches Kultur-Zentrum, das durch den neugeschaffenen Platz die einzelnen Elemente zu einem dichten Beziehungsnetz verwebt.

Der Theaterneubau damals war ein grosser Eingriff, und seitdem ist vieles im Fluss: Plätze sind Orte der Veränderung und müssen sich analog zur Gesellschaft, der sie dienen und die sie repräsentieren, ständig neu entwickeln. Die Idee, diesen zentralen Stadtraum nun um ein Schauspielhaus zu erweitern, ist also absolut begrüssenswert: Der einfache Eingriff an der Wand gegenüber der Elisabethenkirche bescherte der Kunsthalle voriges Jahr nicht nur einen weiteren öffentlichen «Ausstellungsraum» – mit der Wandbemalung entstand auf diesem bislang unbeachteten «Resteal» neues Leben, wurde aus einer unattraktiven Hinterhofsituation ein «Platz» von beispielhafter Urbanität und einer ganz eigenen Intimität – und durchaus mehr als ein Ersatz für den Platz, den das geplante Theatergebäude besetzen würde. Eine ähnliche Katalysatorwirkung könnte auch von diesem neuen Bau ausgehen.

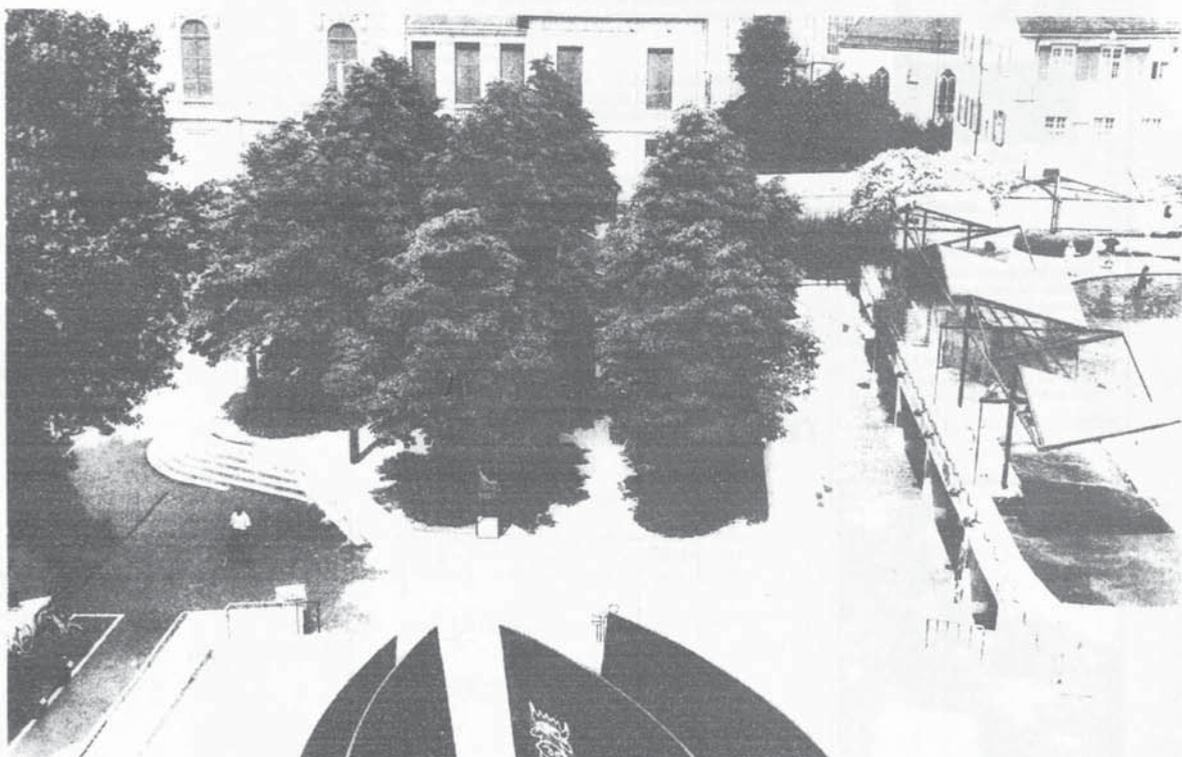
Als «Eckpfeiler» wurde er den Platz im unteren Bereich besser als bisher einflüssen, so auch den Barfüsserplatz stärker anbinden, und damit, ähnlich der heutigen Situation bei der Elisabethenkirche, die Attraktivität der Verbindung vom Bahnhof ins Zentrum erhöhen.

Ein sorgfältig geplanter Neubau von hoher architektonischer Qualität wäre nicht nur würdige Fortsetzung und Krönung der in Basel bestehenden beachtlichen Bautradition, sondern gleichzeitig auch Signal und Verpflichtung für die Zukunft.

Ein Schauspielhaus hier würde die Interaktion zwischen den diversen benachbarten Kulturinstitutionen potenzieren und so den Ort in seiner Funktion als kulturelles Zentrum der Stadt stärken.

Und last, but not least bekämen die beiden grossen und bedeutenden Skulpturen des Platzes eine bessere «Fassung» und damit auch ein stärkeres Gewicht im Ganzen.

Schon heute ist der Theaterplatz der grössttischste Ort der Stadt. Die vielfältigen allmählichen «Vorstellungen» – auf und um den Platz herum sind Zeichen einer urbanen Qualität und Dynamik, die durch einen weiteren Kulturbau mobilisiert und verstärkt würde und umgekehrt auch für alle Kulturbetriebe «vor Ort» – die Sparten des Stadttheaters, das Casino mit seinen Konzertveranstaltungen, die Kunsthalle mit ihren Ausstellungsräumen und den grossen Restaurationsbetrieben innen und im Garten, die «offene Kirche», das Kino und die Buchläden in der Passage – Chance und Verpflichtung



Ein Platz oder, wie die Wissenschaft sagt, ein «Zentrum zwischenmenschlicher Kommunikation und soziologischer Interaktion». Foto Kurt Wäss

wäre, die bestehende Multifunktionalität dieses Ortes weiterzudenken und ihn inskünftig vermehrt gemeinsam zu «bespielen».

Rudolf Meyer: Zeitdruck kein Argument

Rudolf Meyer, geboren 1931, ist Architekt und hat seit 1956 ein eigenes Büro in Basel (seit 1987 Meyer, Schmidlin Architekten). Er war 12 Jahre Mitglied der Stadtbildkommission und betreut u.a. seit 1987 als Leiter und Koordinator der Abschlussarchitekten die städtebaulichen und gestalterischen Fragen beim Bau der Nordtangente.

Als in den 70er Jahren die Sprengung des alten Stadttheaters aktuell wurde, regte sich unter der hiesigen Architektenschaft Widerstand. Verschiedenste Gruppierungen entwickelten Alternativen zu einem «friedlichen» Nebeneinander von altem Haus und neuer Anlage. Heute führt die Idee, den Theaterplatz mit einem Neubau für das Schauspiel zum Barfüsserplatz hin zu schliessen, zu einer Woge der Entrüstung vor allem unter der Bevölkerung. Die Architekten hingegen halten sich bedeckt – was eingemessen erstaunt, denn die Steuerung räumlicher und baulicher Entwicklungen ist ein wesentliches Element des Städtebaus und die Gestaltung eines Platzes ist in erster Linie eine architektonische Aufgabe.

Die für den gesamten Theaterplatz so typischen Geländebestufungen werden im unteren Bereich – verursacht durch die für die Anpflanzung der Bäume notwendige Aufschüttung – zurückgenommen, die Ladenpassage wirkt dadurch versenkt: Die topografische Formulierung erscheint hier unklar.

Gestalterisch also ist der Platz an dieser Stelle unbefriedigend. Städtebaulich ebenso bedeutsam wie die architektonische Gestaltung eines städtischen Freiraums aber ist seine Nutzung, ist der Platz der soziologischen Akzeptanz. Und diesbezüglich «funktioniert» der Theaterplatz optimal. Offensichtlich entspricht seine verspielte Feingliederung genau der hiesigen Mentalität. Dieser Ort hat längst seinen besten Platz im Stadtganzen. Die massiven Proteste der Bevölkerung sind nicht so sehr Zeichen des Misstrauens gegenüber Neuem als vielmehr Ausdruck einer – berechtigten – Angst vor dem

Verlust einer Anlage, die heute als wesentliches Element des Stadtgefüges erlebt wird.

So verlockend die Idee, mit einem Schauspielhaus an dieser Stelle gleich zwei Probleme mit einem Schlag lösen zu können, auf den ersten Blick auch erscheinen mag – bei einer näheren Analyse könnte eine solche unter Zeitdruck gemachte Entscheidung für diesen Ort zu einer gefährlichen Hypothek werden. Ein Solitär nämlich, der mit einem so grossen Volumen, wie es für die vorgesehene Nutzung als Schauspielhaus notwendig ist, die untere Ecke des Platzes neu markiert, könnte dieser Anlage tatsächlich die notwendige Weite und Offenheit nehmen und den Platz in einen Hof verwandeln – mit dem Risiko seiner Deklassierung zum «Hinterhof». Aus gestalterischer Sicht ist ein Eingriff in diesen Ort eine Frage von Proportionen und Massstablichkeit.

Städtebau hat nicht nur für optimal gestaltete und genutzte Räume zu sorgen – die Eingriffe müssen auch von der Bevölkerung getragen werden. Die politische Diskussion gehört also unbedingt dazu – der Einbezug und die Sensibilisierung der Betroffenen ist unverzichtbares Element, denn schliesslich ist es ihr Raum, der verändert werden soll. Diese wichtige Auseinandersetzung muss stattfinden, bevor konkrete Entscheidungen getroffen werden – Zeitdruck kann und darf da kein Argument sein, das diesen Prozess abkürzt!

Rémy Zaugg: (K)Ein Platz für Gartenzwerge!

Rémy Zaugg, geboren 1943, setzt sich als Künstler seit Jahren mit dem Thema Stadt und Stadtstrukturen auseinander. Er ist gemeinsam mit den Architekten Herzog & de Meuron u.a. Verfasser eines Projekts zur Neustrukturierung des Zentrums von Berlin (als Beitrag für die Ausstellung «Berlin morgen» des Frankfurter Architekturforums 1990) sowie der städtebaulichen Studie «Basel, eine Stadt im Werden» von 1991. Seine jüngste Intervention im hiesigen Stadtraum ist ein Tafelbild an der im Beitrag von Peter Pakesch erwähnten Wand gegenüber der Elisabethenkirche.

25 Jahre lang schien der Theaterplatz der Stolz der Stadt zu sein: als Inbegriff des «Fortschritts», des «Neuen», das schliesslich doch gesiegt und sich erfol-

reich gegen den Widerstand all derer, die die alte Struktur beibehalten wollten, durchgesetzt hatte. Das Mittel dafür war eine Architektur, die sich «modern» und pluralistisch gab, und folglich mit breiter Akzeptanz rechnen konnte. Damals war man davon überzeugt, «richtig» entschieden zu haben: Kritik war nicht erwünscht und wurde zu dieser Zeit auch nicht verstanden.

Architektur jedoch ist immer ein Produkt, damit auch ein Spiegel der jeweiligen Gesellschaft. Und dieser Platz ist in jeder Beziehung symptomatisch: Mit seinen Kaskaden von Treppen und schiefen Ebenen, die unbestimmt im Nirgendwo auslaufen, seiner Passage, die so niedrig ist, dass man sich unwillkürlich darin duckt, seinem peinlichen Bemühen, es allen recht machen zu wollen, und hier ein bisschen Wasser, dort ein bisschen Kunst und natürlich auch ein paar Bäume anbietet (aber bitte nicht zu viele!), und seiner beliebigen Auswahl von Sitzgelegenheiten, von Stühlen, Bänken, Stufen, Mauerchen, Podesten, deutet er vieles an und entscheidet sich für nichts.

Diesem Platz, der mit seiner Kleinmassstablichkeit, seiner «Lieblichkeit» und «Gemütlichkeit» der Inbegriff von Anglichkeit, Kleinbürgerlichkeit und Mittelmass ist, dieser Fassadenarchitektur, in der alles, selbst der Beton, wie aus Karton wirkt, fehlt nur eines: Gartenzwerge. Glücklicherweise und unschuldig könnten die auf dem ganzen Areal verstreuten Kleinen ihrem Werk nachgehen, während einige grössere unter ihnen, am besten ganz grosse, an der Ecke Theaterstrasse/Steinenberg den Akzent setzen würden. Sie alle hätten ihren Geburtsort in Polen oder in Weissrussland, wo derzeit die buntesten und die stolzesten der Gartenzwerge leben.

Dass heute, nach einem Vierteljahrhundert, nun endlich doch Kritik laut wird, ist kein Zufall, sondern ebenfalls ein Symptom – dafür, dass man inzwischen vielleicht wieder etwas beschneider geworden ist, dass man wieder Gespür entwickelt für die Bedeutung von Geschichte und Tradition und für die Kraft bestehender Strukturen, und dass man eher wieder bereit ist, im Zentrum urbanen Bauens die Stadt zu sehen und nicht den Solitär.

Eine Idee gegen die Geschichte, gegen gewachsene Strukturen und Traditionen durchzusetzen, gelingt nur in Ausnahmefällen: Möglicherweise sind die derzeitigen Diskussionen um die «Schwachstellen» dieses Platzes und der Wunsch, den Eckpfeiler mit einem Bau zu besetzen, bereits erste

Anzeichen dafür, dass sich hier langfristig die Geschichte eben doch als stärker erweist und die alten Strukturen allmählich – mit einer von diesem neuen «Eckpfeiler» her einsetzenden sukzessiven Überbauung der Theaterstrasse und des Steinenbergs – wieder die Oberhand gewinnen, und dass der Eingriff vor 25 Jahren, der das Bestehende ignorierte und mit der Einführung einer neuen Form, der Diagonalen, Zeichen setzen wollte, ein Fehler war.

Im Moment scheint alles offen und diese Chance sollte doch als stärker erweist und die alten Strukturen allmählich – mit einer von diesem neuen «Eckpfeiler» her einsetzenden sukzessiven Überbauung der Theaterstrasse und des Steinenbergs – wieder die Oberhand gewinnen, und dass der Eingriff vor 25 Jahren, der das Bestehende ignorierte und mit der Einführung einer neuen Form, der Diagonalen, Zeichen setzen wollte, ein Fehler war.

R. Schneider-Sliwa, H. Leser: Keine Baulücke

Rita Schneider-Sliwa, geboren 1953, studierte in den USA Geographie und Ökonomie und war Assistant Professor für «Geography and Urban Studies» an der University of Maryland. Als Spezialistin für Stadtentwicklungspolitik verfasste sie u.a. die Studie «Kernstädterfall und Modelle der Erneuerung in den USA» und ist seit 1995 Ordinaria für Human geographie, Stadt- und Regionalentwicklung des Geographischen Instituts der Universität Basel.

Hartmut Leser, geboren 1939, ist seit 1973 Ordinaria für Physische Geographie und Landschaftsökologie am Geographischen Institut der Universität Basel und war 1985-86 Dekan der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät. Beide sind als Institutsvorsteher u.a. Mitglieder der Redaktionskommission der «Regio Basiliensis. Basler Zeitschrift für Geographie», die regelmässig auch städtebauliche Fragen der Agglomeration behandelt.

Ein öffentlicher Raum ist kein potenti-
● Fortsetzung Seite 47

Junge Rebellen, befreundete Frauen

Filmfestival Locarno: Letzte Notizen zum Wettbewerb, kurz vor der Leoparden-Kür am Wochenende.

Er ist gegen synthetische Drogen. Aber nicht aus Prinzip. Sie sind ihm einfach zu teuer. Er hasst Hegel und den Kapitalismus, versteht sich als Dichter-Philosoph und fällt auch sonst aus allen Statistiken seines Jahrgangs heraus. Denn Walter ist mit seinen 22 Jahren noch immer Jungfrau. Von Hauptberuf ist er Mann ohne Eigenschaften, daneben studiert er, verweigert den Militärdienst, jobbt als Verkäufer und würde gelegentlich gerne seinen Vater umbringen.

«Tutti giù per terra». Davide Ferrarios Verfilmung von Giuseppe Culicchio gleichnamigem Bestsellern, kommt als Kompression aus Verlorenheit und draufgängerischer Frische daher – platzt über die Leinwand mit Bildern, die den gehetzten Phlegmatismus der Techno-Generation in zerrissenen Slow-Motion-Sequenzen wiedergeben. «Tutti giù per terra» ist die Geschichte eines jungen Rebellen im Turin der 90er Jahre, der keine Ahnung hat, wogegen er rebelliert. Er ficht ins Nichts hinein, ins schwarze Loch des Sinns, durch das er zur Erde fällt. Wenigstens prallt er auf, zu guter Letzt, nach langem Rudern im freien Fall.

Das Thema

Der Film repräsentiert eines der Themen, die den diesjährigen Wettbewerb in Locarno dominieren: Die Befindlichkeit der Jugendlichen in den 90er Jahren. Fruit Chans Hongkongballade «Xianggang Zhizao», Harry Sinclairs «Topless Women Talk About Their Lives», Tom Tykwers «Winterschläfer», Thomas Imbachs «Ghetto» und in gewissem Sinne auch «Fools», Ramadan Sulaimans Geschichte über ein Township in Südafrika – sie alle versuchen, das Lebensgefühl der 20- bis 30-jährigen zu protokollieren. Dabei kontrastieren sich die Bestandsaufnahmen gegenseitig, je nach Fokus, Herkunft und Handschrift der einzelnen

Regisseure. Während etwa Ferrarios Figur versucht, sich und seinen fast pubertären Romantizismus vor einer utopischen Welt zu schützen, indem er gegen alles und nichts ist, bewegen sich die Jugendlichen in Thomas Imbachs sprunghaft montiertem Dokumentarfilm jenseits des Kampfes. Sie sind für alles. Sie gehen zum Militär und werden später einmal Familie haben – schliesslich sollen ihre Nachfahren stolz sein auf die Beherrschung der Basaltsteine, die sie sich als Techno-DJs hart erarbeitet haben. Imbachs «Ghetto»-Kids – das ungleich eindrücklichere Pendant zu Larry Clarks lusternen «Kids» – scheinen das zu verkörpern, was man vor wenigen Jahren noch begeistert als postmoderne Subjektivität herbephiosphierte; die Konstitution einer Individualität, die mehrere Identitäten gleichwertig und hierarchielos in sich vereint.

Neben den Befindlichkeiten der 90er und neben eigenartigen Geschichten leidender Männer («O Ergebnis» von Nikos Panayotopoulos; F.J. Ossings «Docteur Chance»; «Martha Garten» von Peter Liechti) – tauchen als weiteres Thema im Wettbewerb Portraits von Frauenfreundschaften auf. «Career Girls» von Mike Leigh oder Mike de Jongs Schwesterntreffen «Bross» und Silvio Soldinis Film «Le Acrobat», der vom schicksalhaften Zusammentreffen dreier Frauen und eines kleinen Mädchens erzählt.

Durch den Tod der alten Anita – und mit geheimnisvoller Hilfe eines ausgefallenen Milchzahns, der in fremde Hände gerät – lernen sich Elena, die arrierte Chemikerin aus dem Norden, und Maria, die Arbeiterin aus Süditalien, kennen. Obwohl sie von Herkunft und Lebensweise verschiedener nicht sein könnten, fühlen sich die Frauen einander sofort verbunden – eine Herzgemeinschaft auf Anhieb, die sich in subtilen Details äussert: in kleinen Alltagsgesten, die beide unbewusst aus-

führen und die sie erzählerisch parallelisieren.

Soldinis Film erinnert in seiner metaphysischen Anlage an «La Double vie de Véronique» von Kieslowski, bleibt jedoch auf halbem Wege zur allumfassenden Kosmologie stehen. So vermag letztlich weder das Schicksal noch die Psychologie – daran krankt auch Mike Leighs Komödie – zu begründen, worin denn die Freundschaft der Frauen wirklich besteht. Es sind doch nur Parallelen, in denen sich die Gesichten von Elena und Maria fortbewegen. Linien, die sich nirgends überschneiden.

Die Favoriten

Im allgemeinen hat sich kurz vor Schluss das Abwägen und Vergleichen, der Austausch von persönlichen Lieblingen und Hassobjekten unter den Besuchern mit den flimmernden Augen wieder breitgemacht. In den Gängen der Kinos und in den Cafés werden als Favoriten des Wettbewerbs Jafar Panahis «Ayneh» und Tony Gatliffs Zigeunerleben «Gadjo Dilo» gehandelt; die komisch-schweizerische Koproduktion «Clandestino» von Nicolas Wadimoff und Denis Choumard; die zuletzt ins Rennen geht, sowie Daniel J. Harris' «Bible and Gun Club».

Harris' Erstlingsfilm ist eine heiter-anarchische, bitterböse Dekonstruktion derjenigen Pfeiler, auf die sich Amerikas grosser Traum stützt: Tugend (Bibel) und Gewalt (Waffen). In dokumentarischen Handkamera-Bildern zeigt Harris eine Gruppe von Handlungsendenden – ältere schmerzliche Herren in dunklen Anzügen, die von Haushalt zu Haushalt ziehen und Bibel und Waffen an die Hausfrau bzw. den Hausherrn zu bringen versuchen. «The Bible and Gun Club» ist in aller Mäßigkeit eine pointierte Abrechnung geworden, ein scharfzüngiger Schnitt in die heile Welt von Amerikas unbesiegbaren Mythen.

Alexandra Staheli

Mit hundert Sachen

Von Beckett zu Greenaway: Das Salzburger «Zeitfluss»-Festival.

Ein Hauch von spiritueller Transzendenz erfüllt den Raum. Doch keine Messe wird zelebriert, sondern ein Konzert gegeben, das freilich nach den letzten Dingen tastet: «Was ist, wenn nichts mehr ist?» So lautet die Frage, auf die sich das Festival «Zeitfluss» bei den Salzburger Festspielen in diesem Jahr

Von Reinhard Kager

konzentriert. Angesichts der Endzeit-Thematik ist es kein Zufall, dass die akustisch hervorragend adaptierte Kollegienkirche zum Hauptveranstaltungs-ort des Festivals avanciert: Anstelle leer gewordener kirchlicher Flocken spendet Musik von Luigi Nono, Morton Feldman oder Giacinto Scelsi heute letzte Strahlen von Hoffnung.

Nach dem Versuch, eine «Aesthetik des Widerstands» (1993) mit Werken Nonos zu formulieren, nach letzten «Gesängen von der Notwendigkeit des Überlebens» (1995) ist «Zeitfluss» nun beim «Endspiel» angelangt, das auch im Hauptprogramm der Festspiele mit Ligetis' «Grand Macabre» grimmig-groteske Töne findet. Samuel Beckett ist angesichts dieser Thematik naturgemäss nicht fern. Als «Zeitfluss»-Prolog war Morton Feldmans Vertonung von «Neithers» (mit dem SWF-Symphonieorchester unter Kwame Ryan und Eirian Davies als Solistin) zu hören. Beckett fand auch mit einem Theaterabend Eingang ins «Zeitfluss»-Programm: Auf der pechschwarzen Bühne im Residenzhof spielten Heinz und David Bennet das «Endspiel».

Doch so, wie Beckett schon wollte, «dass in diesem Stück so viel wie möglich gelacht wird», so nähert sich auch «Zeitfluss» der Endzeitthematik nicht nur mit bebendem Ingrim oder quasi-religiöser Inbrunst: Auf verspielter Weise weist Filmregisseur Peter Greenaway mit seinen «100 Objects To Represent the World» auf das, was von der Menschheitsgeschichte bleiben könnte – ein sauber gereinigtes Gebiss, nützliche Regenschirme, präparierte Köpfe, Skulpturen aus Gips, Mittel des Geistes und Waffen der Gewalt, auf die das Haupt Gottes in seiner Güte blickt.

Hundert signifikante Zeichen menschlichen Lebens sind auf der Bühne im leider viel zu kleinen, stickigen Szene-Haus zusammengepflegt. Um ihnen plastische Mehrdimensionalität

zu verleihen, nutzt Greenaway zwei Gazevorhänge zu Projektionen, die illustrative historische Perspektiven der Objekte vermitteln und erläuternde Schriftbänder entrollen, mit denen die Gegenstände gleichsam besprochen werden wie die menschliche Haut in seinem Film «The Pillow Book».

Um dieser von Kaija Saariaho flötendem Madchensang ordnungsgemäss und von der sanfteren Stimme Michael Sheens erläuterten Abfolge eine dramaturgische Linie zu geben, lässt Greenaway sein Bilderbuch der Welt mit der lebenspendenden Sonne beginnen und in todringender Kälte enden. Zur weiteren Dramatisierung verkörpern Schauspieler den Ablauf der Zivilisation: Adam (Terrence Roe) und Eva (Margot Nies) steigen nackt einer Vitrine, um alsbald von der vielmäßig naselnden Schlange (Claudia Boulton als rote Heve) auf die schiefe Bahn gelenkt zu werden, die in Mord und Totschlag mündet.

Doch auch diese oft recht hübschen theatralischen Einlagen machen aus einer Bilderfolge noch kein Theaterereignis, zumal die wesentlichste Element der Filme Greenaways, die raschen, frapperenden Schnitte, mit den Mitteln der Bühnentechnik nicht realisiert werden kann. Musiktheatralische Bewegung brachte auch über die Objekte akustisch meist bloss banal verdoppelnde Soundtrack Jean-Baptiste Barriettes nicht ins Spiel. Zwar beeindruckte die Elektronik des Pariser Ircam mit ihrer perfekten Raumakustik, musikalische Impulse vermittelte die künstlichen Sounds jedoch kaum.

Wie wenig packendes Theater einer aufwendigen Technik bedarf, demonstrierte tags zuvor ein mit vergleichsweise einfachen Mitteln realisierter Abend: Umrahmt von rhythmisch hochdifferenzierten Ragas der indischen Gruppe «Dagar» las Peter Sellars mit schalkhaftem Blick und stoischer Gelassenheit John Cages «Lecture On Nothing» aus dem Jahr 1949. Ein hochmusikalischer Text, in dem der amerikanische Avantgardist verschmilzt die Sokratische Weisheit vom Wissen um das Nichtwissen verkündet: Indem er vorgibt, rein strukturelle Elemente vorzuzerzählen, dabei aber immer wieder Anekdotisches und Autobiographisches einflissen lässt, vermittelt er eben doch einen Inhalt.

Basler Kulturpreis an Armin Hofmann

Der Grafiker Armin Hofmann erhält den 20 000 Franken dotierten Basler Kulturpreis 1997. Hofmann habe die «Basel School of Design» international zu einem Begriff gemacht, begründet die Basler Regierung ihre einstimmige Entscheidung. Der Preis soll im November überreicht werden.

Der 1920 in Winterthur geborene Hofmann unterrichtete von 1946 bis 1986 an der Allgemeinen Gewerbeschule Basel. Dort gründete er 1968 die inzwischen weltweit renommierte Weiterbildungsklasse für Grafik. Ihren Ruf

verdankt die Grafikklasse auch Hofmanns gestalterischen Arbeiten, seiner Lehrtätigkeit an Hochschulen in den USA und Indien sowie seiner internationalen Vortragstätigkeit. 1973 ist Hofmann zum Ehrenmitglied der Londoner Royal Society of Arts ernannt worden. 1987 zum Ehrenbürger der Philadelphia University of the Arts. Der Basler Kulturpreis wird ab 1998 mit dem Basler Literaturpreis alle zwei Jahre vergeben. Letzter Basler Kulturpreisträger war 1995 der ehemalige Theaterdirektor Werner Düggelin. *sla*

Locarno: Die achte...



Avanti: Gleich packen die Leoparden zu. Foto Dominik Labhardt

Ganz weiss und ein einziges Versprechen bleibt die Leinwand auf der Locarneser Piazza nur tagsüber, wenn die Sonne scheint, dieser grösste Feind der Kinovorführer. Nachts flimmern die Filme, oft dauert das Doppelprogramm bis in den frühen Morgen hinein. In den Sälen laufen die neuesten Streifen nahezu rund um die Uhr. Jedes Jahr werden es mehr. Mehr Filme, mehr Leute,

mehr Vorführungen. Das Bedürfnis, sich mit Bildern vollzustopfen, scheint unstillbar zu sein.

Da Kinobesuch, Videokauf, Pay-TV-Zugang nicht eben zu den billigsten Vergnügungen gehören, hat sich in den letzten Jahren ein riesiger Schwarzmarkt entwickelt. An einer Pressekonferenz in Locarno wurde erklärt, dass der Film- und Videomarkt durch die audiovisuelle Piraterie weltweit Milliardenverluste entstehen. Ihre billigen Bilderkopierer die Piraten in Europa von Lacedonides, die in Amerika oft Monate vor dem Kinostart eines Films im Handel sind. Oder sie setzen sich einfach in ein Premierenkino, um den neuesten Film mit einer Videokamera abzufilmen. Natürlich geht das nur nach Absprache mit dem Vorführer oder dem Kinobesitzer. Und ohne eine bandenmassige Organisation funktioniert das lukrative Geschäft nicht. Das «Originalband» wird massenhaft kopiert. Es wird mit originalgetreuen Verpackun-

gen versehen und dann auf die Märkte geworfen. Die professionell hergestellte Schwarzware ist selbst für Spezialisten kaum vom Original zu unterscheiden.

Den Piraten hat die Industrie den Kampf angesagt. In fast allen Ländern sind Selbsthilfeorganisationen entstanden. Viele orientieren ihre Aktivitäten an «International Anti-Piracy Program», dem «Motion Pictures Association», dem Zusammenschluss der grossen Hollywoodstudios. In der Schweiz besteht die «Swiss Anti-Piracy-Federation» (Safe) seit dem Jahr 1988. Sie berät Handel, Industrie und Behörden bei der Pirateriebekämpfung. Sie hilft bei der Entwicklung neuer Rechtsnormen. So soll im revidierten Radio- und Fernsehgesetz, wie Matthias Basimati von Safe erklärte, ein Artikel gegen die Piraterie mit Smart Cards (Berechtigungskarten für Pay-TV-Kanäle) aufgenommen werden. Und sie strengt jedes Jahr etwa 40 Prozesse gegen Schwarzhändler an. *Christoph Heim*

Ein neues Schauspielhaus auf dem Theaterplatz in Basel?

● Fortsetzung von Seite 45

eller Bauplatz und eine Stadt ist nicht die Summe ihrer einzelnen Gebäude. Nicht jedes Areal bietet sich an, «die Stadt fertigzubauen», denn eine Stadt ist ein funktionierendes System, das sich entwickelt und eine eigene Dynamik hat – positiv wie negativ, trotz Planung und auch wegen Planung. Eine Stadt kann nie fertig werden, wohl aber zu «Heteropolis» absinken. Sie kann aber auch zu einem harmonischen «Gesamtkunstwerk» und einem vitalen sozialen, ökonomischen, ökologischen und städtebaulichen ästhetischen Funktionsraum werden – durch gute Planung.

Die derzeitige Diskussion um eine teilweise Überbauung des Theaterplatzes basiert auf einem grundlegenden Missverständnis der Funktion und Bedeutung öffentlicher Freiräume im Stadtgefüge. Mit dem gleichen Argu-

ment einer früheren dichteren Bebauung waren auch andere innerstädtische Anlagen wie Marktplatz, Barfüsserplatz, St.-Alban-Anlage u.a.m. höchst attraktive Bauplätze – mit allerdings langfristigen fatalen Folgen für die Stadt.

Die Idee der «kompakten Stadt» wurde zwar in diesem Jahrhundert immer wieder diskutiert, erwies sich jedoch in den meisten Fällen als nicht praktikabel. Freiräume sind, wie man heute weiss, keine «Baulücken», sondern – und das gilt vor allem für Städte mit einem so dichten mittelalterlichen Kern wie Basel – wichtige und unverzichtbare Garantien der Lebensqualität und damit letztlich auch der Überlebensfähigkeit einer Stadt. Als Grünräume sind sie nicht nur psychologisch wertvolle «Oasen» in unseren immer grösser und dichter werdenden Steinwäldern, sondern für ein gesundes Mikroklima auch physiologisch von gros-

ser Bedeutung. Und als Orte der Begegnung erfüllen sie wichtige Funktionen als Zentren zwischenmenschlicher Kommunikation und Orte soziologischer Interaktion.

Der Theaterplatz ist heute der lebendigste Ort der Stadt. Wo sonst in Basel präsentiert sich «Stadtleben» so bunt und vielfältig? Wo sonst laden so viele Bänke und Treppen zum Verweilen ein? Wo sonst gibt es im Zentrum diese Möglichkeit, ohne Konsumzwang auszuatmen und sich im Schatten von Bäumen zu entspannen? Abgesehen davon, dass selbst der minimale Baumbestand auf diesem Platz das Stadtklima hier kleinräumig positiv beeinflusst, ist die intensive Nutzung des Platzes der beste Beweis für seine Notwendigkeit: die alljährlichen Menschentrauben im benachbarten Strassenraum zwischen Barfüsser- und Theaterplatz signalisieren zudem deutlich, dass gerade

hier, im Herzen der Stadt, ein akuter Bedarf nach Treffpunkten dieser Art besteht.

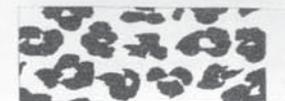
Der Platz mag gestalterisch Mängel aufweisen – was aber keineswegs dazu berechtigt, ihn mit einer anderen Nutzung zu belegen! Jede Veränderung im Stadtgefüge führt zu Verunsicherung der Bewohner und Identitätsverlust. Das Bedürfnis, das Gesicht eines stadträumlich so markanten Ortes wie dieses in einem so kurzen Zeitraum mehrmals umzugestalten, konnte zu dem leicht als Konzeptlosigkeit gedeutet werden und damit einen Prozess in Gang setzen, der die – bereits bestehenden – Abwanderungstendenzen verstärkt und langfristig zum Niedergang der Stadt führt. Beispiele dafür gibt es in der Fachliteratur genügend.

Strukturelle Probleme sind nicht mit Architektur zu lösen: Eine gesunde Stadtentwicklung bedarf einer rich-

tungswissenschaftlichen Stadtentwicklungspolitik. Radikalveränderung einzelner Areale im Zwangsjahressturm ist kein Ersatz dafür. Wandel im Sinne der Überbauung von Grün- und Freizeitanlagen darf nicht die Norm werden. Ohne visionäre Bilder und ein klares für eine kontinuierliche Entwicklung inelastisches Gesamtkonzept kann man keine Stadt ins 21. Jahrhundert führen!

Weit dringlicher als die Diskussion um ein neues Schauspielhaus wäre daher die längst fällige Erarbeitung eines umfassenden Konzepts zur Freiraumgestaltung, das soziale und ökologische Ziele verbindlich formuliert, zukunftsstrukturierte Entwicklungen festlegt und dann u.a. auch den Theaterplatz als Teil der grossen und bedeutenden städtischen Marktplatz-Heizzone interpretiert und ihn dort, wo es nicht erscheint, angemessen umgestaltet.

Interview: Ulrike Zophomassio/Basel?



Sponsor officiel du Festival

UBS